



Bild von Götz Eisenberg

*Götz Eisenbergs Durchhalteprosa*

## **Frierende Stachelschweine**

*Diese Unglücksmenschen kommen aus ihrem Unglück  
niemals heraus, sagte ich mir und meinte mich.“*

*(Thomas Bernhard)*

**B**ei einem schweren Autounfall am späten Dienstagabend in Berlin sind zwei junge Männer am Ende einer Raserei ums Leben gekommen. Eine Person starb noch an der Unfallstelle, eine weitere in der Nacht zu Mittwoch im Krankenhaus. Ein dritter Insasse des Wagens liegt mit schweren Verletzungen im Krankenhaus. Der vierte Insasse erlitt nach bisherigen Informationen keine schwere Verletzungen. Nach Ermittlungen der Polizei handelt es sich um den Fahrer des Audi-Sportwagens. Alle vier Männer waren zwischen 19 und 21 Jahren alt und stammen laut *Berliner Morgenpost* aus dem Libanon. Der Unfall ereignete sich in einem Tempo-30-Bereich. Durch die Wucht des Unfalls und den Aufprall auf einen Baucontainer wurde das Auto in zwei Teile gerissen, die Insassen wurden auf den Gehweg geschleudert, Trümmer flogen 100 Meter weit. Die Fahrzeughälften brannten aus. In der nächsten Ausgabe des in Wien erscheinenden Magazins *Streifzüge* werde ich mich unter dem Titel *Lackier-*

te Kampfhunde nochmal ausführlicher und grundsätzlicher zum Thema Automobil, Raserei und Männlichkeit äußern.

\*\*\*

**H**eute wird in der FAZ berichtet, dass in den USA für das Jahr 2020 etwa dreißig Prozent mehr Tötungsdelikte registriert wurden als im Vorjahr. In 34 ausgewählten Städten wurden 1268 zusätzliche Opfer von Gewalttaten gemeldet. Es handelt sich um den größten Anstieg von Tötungsdelikten, seit man die Zahlen von Straftaten erfasst. Eine Studie der Organisation *Council of Criminal Justice* führt diesen drastischen Anstieg auf die Belastungen durch die Corona-Krise und die gewachsenen Spannungen zwischen Bürgern und Polizei zurück. Diese Faktoren mögen zum Höchststand der Tötungsdelikte beigetragen haben, letztlich greift diese Erklärung aber zu kurz und überzeugt mich nicht. Man wird über die Verrohung des politischen Klimas unter Trump sprechen müssen, die gerade im Wahljahr eine Kultur des Hasses radikalisiert hat, die in der Geschichte der USA tief verwurzelt ist und die durch den entfesselten Sozialdarwinismus der neoliberalen Jahrzehnte einen enormen Schub erfahren hat. Und man wird über die Rolle der sogenannten sozialen Medien reden müssen, die ihren Teil zur Verrohung der gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Atmosphäre beigetragen haben. Feindseligkeit, Hass und Häme garantieren Aufmerksamkeit und Zustimmung. Frei nach Max Horkheimer: Wer über diese gesellschaftliche Züchtung von Hass nicht sprechen will, sollte auch über die Zunahme der Gewalttaten schweigen.

**Der sozialpsychologische  
Zustand in der Gesellschaft  
des entfesselten Marktes  
züchtet treibhausmäßig  
Hartherzigkeit und kalte  
Schonungslosigkeit**

Die hinter uns liegenden eisigen Jahre haben die Menschen selbst eisig werden lassen. Sie können gar nicht anders, als diese Kälte weiterzugeben und auf ihre Umgebung abzustrahlen. Wie Schopenhauers frierende Stachelschweine drängen sich die zeitgenössischen Elementarteilchen aneinander und verletzen sich solange dabei, bis sie es aufgeben und zu berührungslosen Monaden erstarren. Der gegenwärtige sozialpsychologische Zustand in der Gesellschaft des entfesselten Marktes züchtet treibhausmäßig Hartherzigkeit und kalte Schonungslosigkeit und verwandelt das soziale Leben in eine Gletscherlandschaft. Es gibt gesellschaftliche Großwetterlagen, die im Sinne eines öffentlichen Klimas Kälte und Gewalt gedeihen lassen. Zu denken wäre da nicht nur an die weltweit zu beobachtende Tendenz zur Rückkehr roher Gewaltförmigkeit in die Regelung politischer und sozialer Konflikte, an die vielen zeitgenössischen Kriege, sondern vor allem an die im Zeichen des Neoliberalismus betriebene Planierung und Plünderung des Sozialstaats. Wie die Haager Landkriegsordnung und die Genfer Konvention Regeln und Grenzen für den Krieg zwischen Nationen zu formulieren und durchzusetzen

versuchen, so versucht der Sozialstaat den innergesellschaftlichen „bellum omnium contra omnes“ einzuhegen. Er setzt ihm Begrenzungen und formuliert Regeln, die die schlimmsten Auswirkungen des Kapital- und Marktprinzips mildern und für die Betroffenen abfedern sollen. Er fördert in den seltenen Phasen, wo er nicht nur propagiert sondern praktiziert und gelebt wird, Tugenden wie Pflichtgefühl, Verantwortungsbewusstsein, gegenseitige Hilfe und Solidarität. Umgekehrt begünstigt seine Schleifung und Planierung die in der Grundstruktur der kapitalistischen Gesellschaft verankerten Tendenzen zu Aggression, Feindseligkeit und zwischenmenschlicher Gleichgültigkeit. Die Individuen werden genötigt, ihre psychischen und kognitiven Energien im Kampf um ihre Existenz, ihren Status und ihre privaten Standortvorteile zu verausgaben und in einem Universum permanenter Verteidigung und Aggression zu leben. Unter günstigen lebensgeschichtlichen Bedingungen erworbene Fähigkeiten wie die, sich in andere einfühlen zu können und sich von ihrem Leid berühren zu lassen, bedürfen dauerhafter äußerer Stützung, sonst bilden sie sich zurück und zerfallen schließlich. Die entfesselte sozialdarwinistische Leistungskonkurrenz der letzten Jahrzehnte hat das, was wir bisher als das eigentlich Menschliche erachtet haben, erodieren lassen. So gesehen sind die Gesellschaften des losgelassenen, entfesselten Marktes gigantische Brutalisierungsmaschinen.

**Die Individuen werden genötigt, ihre psychischen und kognitiven Energien im Kampf um ihre Existenz, ihren Status und ihre privaten Standortvorteile zu verausgaben**

\*



*Bild von L. Gesell auf Pixabay*

In diesem Kontext möchte ich eine weitere Meldung der letzten Tage erwähnen. In Italien haben sich ein zehnjähriges Mädchen und ein neunjähriger Junge umgebracht. Im Falle der Selbststrangulierung des Mädchens scheint ein Zusammenhang mit einer sogenannten Hanging-Challenge auf der Kurzvideo-Plattform Tiktok zu bestehen. Beim neunjährigen Jungen ist ein direkter Zusammenhang zu dieser App nicht nachweisbar, er war aber offenbar in den sozialen Medien sehr aktiv und nicht frei von solchen Einflüssen. Das Leben vieler heutigen Kinder scheint derart ereignisarm, dass sie solcher synthetisch erzeugten Bewährungsproben bedürfen, um ein Gefühl zu existieren hervorzurufen. Selbstverletzungen, Ritzen und Schnip-peln sind weit verbreitet. Der Lockdown und die Schulschließungen haben die Zeit, die Kinder und Jugendliche mit ihrem Smartphones verbringen, in die Höhe schnellen lassen. Niemand und keiner und nichts übt eine Kontrolle über den Medienkonsum der Kinder aus. Viele Eltern scheinen froh, dass ihre Kinder mit ihren Geräten befasst sind und sie in Ruhe lassen. Das einzig wirksame Gegengift gegen den Einfluss der digitalen Welt wäre aber ein halbwegs intaktes und lebendiges und vor allem analoges Familienleben. Das lässt sich aber nicht dekretieren und ist außerdem leichter gefordert als realisiert. Von Eltern, die selbst in die Verhältnisse eingespannt und von ihrer Kälte erfasst sind, ist schwerlich zu erwarten und zu fordern, dass sie sich liebevoll um ihre Kinder kümmern und ihnen Erlebnisse und Erfahrungen beschere-n, die die digitale Welt nicht bereit hält. Viele Familien sind inzwischen nicht mehr als eine Whatsapp-Gruppe - also das bloße Nebeneinander von drei oder vier digitalen Ein-samkeiten.

\*\*\*

**I**m letzten Teil hatte ich eine Lanze für die Vergesellschaftung jener Sektoren gebrochen, die sich im Zuge der Pandemiebekämpfung als „systemrelevant“ erwiesen haben. Besonders lebenswichtige Medikamente dürfen nicht zum Gegenstand des Schacherns und ein Mittel der privaten Bereicherung werden. Ich möchte aber unbedingt etwas nachreichen, auf das ich heute in den Erinnerungen von Sándor Márai gestoßen bin. Auch der bekennende Bürger Márai, der die kommunistische Transformation Ungarns nach dem Zweiten Weltkrieg miterlebt, plädiert für die Verstaatlichung der Produktionsenergien und der Einrichtungen der Distribution der produzierten Güter. Nicht aber zustimmen könne man „der Verstaatlichung des Menschen und des Geistes“. Und schon gar nicht der Seelen und des Gewissens. Hier endet die staatliche Verfügung und Kontrolle. Jenseits davon beginnt der Terror. Das musste unbedingt nachgetragen werden, sonst bliebe mein Plädoyer missverständlich.

In Márais Erinnerungen, die unter dem Titel *Land, Land* im Berliner Oberbaum Verlag erschienen sind, bin ich auf folgenden Satz gestoßen, der bitter ist, aber wahr, wie ich fürchte. Er bezieht sich auf „fortschrittliche intellektuelle Schöngeister“ in der ersten Nachkriegszeit, als die Kommunisten in Ungarn an die Macht gekommen waren: „Sie taten, als wüssten sie

nicht, dass es ohne Terror keinen Kommunismus gibt, weil man ein System, das nicht auf den Menschen zugeschnitten ist, diesem nur mit unmenschlichen Methoden aufzwingen kann." 1948 verließ Márai Ungarn und kehrte nie wieder dorthin zurück. Er nahm sich 1989 in den USA das Leben.

Ähnlich erlebte Milan Kundera die sozialistische Transformation in der Tschechoslowakei, die er nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen im August 1968 verließ, der dem Versuch, einen *Sozialismus mit menschlichem Antlitz* zu schaffen, ein gewaltsames Ende gesetzt hatte: „Gegen die ‚düster dreinblickenden Priester‘, die sich ‚im Marxismus eingeeigelt haben wie in einer kalten Burg‘, berief ich mich darauf, dass nur jener Kommunist sein sollte, der die Menschen liebt.“ Der Sozialismus sollte die Entfaltung des Lebendigen und des menschlichen Individuums zum Kern haben, sonst ist er nur ein „Fetischismus der Produktion“ (Jean-Paul Sartre) und damit eine Variante des alten Systems der Entfremdung: Die aufgehäuften tote Arbeit schleift die Menschen hinter sich her und verwandelt sie in ihre Anhängsel. Márai resümiert: „Die gesellschaftliche Revolution ist nichts wert, wenn mit ihr nicht auch die andere, die innere, seelische Revolution einhergeht, die den Menschen vom Joch des Egoismus, der Dummheit und der Habgier befreit.“ Später nannte man die in Osteuropa etablierten Formen des Sozialismus „real existierenden Sozialismus“. Was sollte diese merkwürdige Formulierung zum Ausdruck bringen? Dass es kein wirklicher Sozialismus war, dieser aber wenigstens existierte? Eine real existierende Abwesenheit. Ein Nichts mit Partei-Abzeichen am Revers.

Der „kleinbürgerliche Individualismus“ sitzt tief in mir. Er führte schon zum Ausschluss aus einer marxistisch-leninistischen Gruppierung, der ich mich Anfang der 1970er Jahre kurzfristig angeschlossen hatte. Mehr als ein halbes Jahr währte meine Mitgliedschaft nicht, dann regte sich mein

Widerstand gegen die Versuche, mein Denken und meine Urteilskraft in Beschlag zu nehmen und auf Parteilinie zu bringen. In Parteien wird nicht länger gedacht, sondern gehorcht. Ich flog raus und war erst einmal politisch heimatlos. Bin es bis heute geblieben.

**... dann regte sich mein Widerstand gegen die Versuche, mein Denken und meine Urteilskraft in Beschlag zu nehmen und auf Parteilinie zu bringen**

\*\*\*

**D**ie Welt ist mit einer Kruste gefrorenen Regens überzogen. Aus wärmeren Luftschichten fällt Regen, der am Boden auf Frost trifft und prompt gefriert. Die Leute wagen es nicht, die Füße beim Gehen zu heben, sondern schieben sich, mit den Armen balancierend, vorsichtig den Gehweg entlang. Ein Topf mit übrig gebliebenen Nudeln ist auf dem Fensterbrett festgefroren, der Deckel wie zugeschweißt. So ein Wetter beschert den Kliniken Unfall- opfer und Schenkelhalsbrüche, die gerade noch gefehlt haben. Auf einmal haben wir nicht nur

Corona, sondern auch noch Wetter! Sogenannte Naturkatastrophen lassen ein großes Wir über dem zerrissenen Volk entstehen und stiften eine vorübergehende Einheit. Deswegen erfreuen sie sich in den Medien großer Beliebtheit. Ihr Geschäft ist die Produktion „von vereinigenden Hysterien und integrierenden Paniken“, wie Peter Sloterdijk einmal bemerkte. Eine gesplante und in viele Teilmölkler zerfallende Bevölkerung wird so vorübergehend in ein „in gemeinsamen Themen und Sorgen vibrierendes Schein-Ganzes“ verwandelt. (Peter Sloterdijk: Der starke Grund zusammen zu sein, Frankfurt/Main 1998)

Die Stare sind von den Feldern der Umgebung in die Stadt gekommen. Ihre Nahrung ist unter Schnee und Eis verschwunden, also schauen sie jetzt hier, ob es etwas zu holen gibt. Außerdem ist es in der Stadt immer ein paar Grad wärmer. Aufgeplustert sitzen sie in den Bäumen vor meinem Fenster. Vorhin saßen fünf Stare auf dem Rand der Dachrinne und stillten ihren Durst mit Schnee. Wir haben ihnen Haferflocken und Kerne aufs Fensterbrett geschüttet, aber sie haben sie noch nicht entdeckt oder sie zieren sich. Vielleicht ist ihnen die Nähe zum Haus nicht ganz geheuer. Ich denke, der Hunger wird sie irgendwann ihre Hemmungen überwinden lassen.



Bild von *Michaela Wenzler* auf *Pixabay*

\*\*\*

*„Es gibt nichts Heimatloseres, Entwurzelteres, Ahas-verhafteres als das Kapital. Es hetzt um den Globus auf der Suche nach Steueroasen, Niedriglohnländern und Friedhofsklima für Investitionen, wo es sich an fremder Arbeit mästen kann. Es stößt das nationale Proletariat, dem es sich verdankt, in Arbeitslosigkeit zurück. Und nichts beschreibt die politische Rechte, durch die es sich ideell vertreten lässt, schlechter als Worte wie ‚Heimat‘ oder ‚Nation‘. Trotzdem hat die linke Intelligenz in der Republik ihr diese Etiketten jahrzehntelang immer nur abgesprochen, nie für sich selbst beansprucht. Und die Linde am Brunnen vor dem Tore war noch als typisch deutsch in Verruf, als längst schon typisch deutsch war, sie zu liquidieren; wo sie der Nutzung der Immobilie im Weg stand, in der sie wurzelte.“*

*(Hermann Peter Piwitt)*

**E**s gibt nun eine Art Tinder für Kunstobjekte, erfuhr ich heute Morgen auf Deutschlandfunk Kultur. Bei einem virtuellen Museumsbesuch kann der Gast durch Wischen nach links oder rechts die Kunst in Kategorien wie „gefällt mir“ - "gefällt mir nicht“ einteilen. Bei Interesse erfährt der sogenannte Kunstliebhaber mehr über das gelikte Objekt, zum Beispiel auch seinen Preis. Ab in den Warenkorb damit! Das scheint mir die finale Entzauberung der Kunst, ihre nun auch reelle Subsumption unter das Kapital. Der *Warencharakter der Kunst* ist keine abstrakte Kategorie der linken Kulturkritik mehr, sondern eine für jedermann erfahrbare Realität. Gleichzeitig schwindet die Empörung darüber. Alles und jedes wird zur Ware, warum soll ausgerechnet die Kunst von der universellen Ökonomisierung und Monetarisierung ausgenommen sein?

\*



Bild von [Corinna Behrens](#) auf [Pixabay](#)

Im Magazin der Süddeutschen Zeitung vom 5. Februar 2021 haben sich 185 Schauspielerinnen und Schauspieler als *queere* geoutet und mehr Präsenz und Sichtbarkeit von LGBT-Menschen in Film und Fernsehen gefordert. Sandra Kegel kommentiert in der FAZ vom 6. Februar 2021 dieses „Manifest“ mit den Worten: „Womöglich sind ja die Türen, die sie ‚aufmachen wollen‘, bereits sperrangelweit offen.“ Ulrich Matthes, Udo Samel, Mavie Hör-

biger, Karin Hanczewski oder Maren Kroymann und andere der Unterzeichner und Unterzeichnerinnen könnten sich über mangelnde Sichtbarkeit wahrlich nicht beklagen. Mit Recht kritisiert Sandra Kegel, dass die SZ sich bis ins Layout der vielen kleinen Portraits und die Wortwahl – „Wir sind schon da“ – auf den berühmten *Stern*-Titel von 1971 „Wir haben abgetrieben“ bezieht. Damals riskierten 374 Frauen längere Haftstrafen und öffentliche Ächtung, heute gehe es um Sendezeit, Aufmerksamkeit und die Kränkung, bei der Besetzung einer Rolle übergangen worden zu sein.

Ich würde das Argument von Sandra Kegel noch ein wenig zuspitzen: Heute ist der Weltgeist selbst *queere*. Das Kapital betreibt Yoga und ist gendermäßig vollkommen indifferent. „Queere-Sein ist hip“, hörte ich jemand in einer Kultursendung sagen. Das Geldsujet, der durch und durch kapitalistische Mensch, hat kein Geschlecht, keine Religion und keine Nationalität. Das sind gewissermaßen archaische, hinterwäldlerische Differenzen. Man muss nicht länger lernen, mit Ambiguität fertig zu werden, weil alles Widersprüchliche eliminiert werden soll.

**Das Geldsujet, der durch und durch kapitalistische Mensch, hat kein Geschlecht, keine Religion und keine Nationalität**

Gibt es Widerspruch ohne Widersprüche? Alles wird vereinheitlicht, pasteurisiert und homogenisiert. Dem Geld ist es schnuppe, ob einer oder eine schwul, lesbisch oder nichts von beidem ist oder welche Hautfarbe er oder sie hat. Hauptsache, es lässt sich Gewinn aus seiner Arbeitskraft schlagen. In Anzeigen und Werbespots sind die sogenannten *people of color* auf dem Vormarsch. Manche Firmen sind sogar regelrecht versessen auf Transgender-Menschen und Diverse, weil sie als besonders kreativ und empathisch gelten. Empathie und Kreativität sind die neuen Produktivkräfte im Zeitalter des digitalen Kapitalismus. Eines nicht mehr allzu fernem Tages wird es einem bei einer Bewerbung zum Vorteil gereichen, wenn man den Unterlagen ein vom Gender-TÜV ausgestelltes LGBT-Zertifikat beifügt. Alles ist eingeebnet und enteignet worden. Die fortschrittlichen Kräfte rennen nicht nur offene Türen ein, sie verhelfen dem Kapital dazu, sich auf eine neue Entwicklungsstufe zu schwingen.

\*\*\*

**M**ittags gehe ich durch die verschneite Stadt zur Lahn. Es ist klirrend kalt. Der Fluss ist noch nicht zugefroren, nur in Ufernähe hat sich hier und da schmutziges Eis gebildet. Der letzte Winter mit Schnee und solchen Temperaturen liegt zehn Jahre zurück. Die Flachwassergebiete und Retentionsräume links vom Flusslauf, die das Hochwasser der letzten



Bild von Kurt Bouda auf Pixabay

Wochen hat volllaufen lassen, sind zugefroren und bieten den Wasservögeln keine Nahrung mehr. Sie müssen nun ihr Glück in und an der Lahn versuchen. Die Nahrung der Singvögel ist unter Schnee und Eis verborgen und nicht erreichbar. Ein Rotkehlchen versucht, im Schilf etwas Fressbares zu finden. Ich hätte eine Handvoll Kerne mitnehmen sollen, um es zu füttern, ärgere ich mich. Ich begegne einem älteren Ehepaar. Sie outen sich als Leser meiner Kolumne in einer Gießener Tageszeitung, in deren Druckerei beziehungsweise Kantine sie mal gearbeitet haben. Druckerei und Kantine existieren längst nicht mehr, die Zeitung pfeift auf dem letzten

Loch. Die beiden besitzen hier an der Lahn ein Grundstück und laden mich für den Sommer auf ein Bier ein. Wenn die Gartentür zu sei, solle ich einfach drübergreifen und die Tür von innen öffnen. Ich würde sie im hinteren Teil des Gartens dann schon finden. Ein gekühltes Bier läge immer bereit.

Am nächsten Tag hatte sich die Lage verändert. Der Fluss ist jetzt über weite Strecken zugefroren. Ich sah Amseln, die an einer Stelle, an der das Gras aus dem Schnee herauschaute, verzweifelt nach Nahrung suchten und irgendwelche Blätter wegschleuderten. Und ich fragte mich, wie die Eisvögel nun an ihre Beute kommen, die unter dem Eis verschwunden ist? Aber wahrscheinlich finden sie an irgendwelchen Stellen Löcher im Eis, die ihnen die Jagd ermög-



lichen. Die Stare auf unserem Dach haben alles ratzeputz aufgepickt und bekommen morgen wieder Haferflocken und Kerne hingestreut.

\*\*\*

**H**eute (Dienstag, der 9. Februar) vor 90 Jahren wurde Thomas Bernhard geboren. Er kam im niederländischen Heerlen zur Welt, wo die Mutter eine Anstellung als Hausmädchen gefunden hatte. Die allein stehende Mutter kann sich um ihr Kind nur gelegentlich kümmern. Thomas Bernhard verbringt seine Anfangszeit im Kinderhuis Hillegersberg, einem Stadtteil von Rotterdam. Die Mutter darf ihn nur alle paar Wochen besuchen und ihn dabei nicht aus der Wiege nehmen. Diese früh erfahrene Verlassenheit und Einsamkeit prägen Bernhards Verhältnis zur Welt und färben es schon in der Wolle mit Kälte und Finsternis ein. Kälte wird zu seinem Lebensgrundgefühl. Später sagte er mal in einem der seltenen Interviews: „Ich mein', das Leben hat an und für sich lauter Nachteile. Weil in der Jugend ist es scheußlich, und man ist angegriffen, überall, und man hat keinen Halt, und wenn man einen hat, wird einem die Hand sofort abgehackt. Wenn man älter wird, hat man auch nichts davon, weil man die Dinge noch mehr durchschaut und außerdem alt wird. Es ist alles nicht sehr angenehm.“

Das Thema Verlassenheit und Kälte hat mich früh an Bernhard interessiert. Es durchzieht vor dem Hintergrund ähnlicher Erfahrungen auch mein Leben und Schreiben und lässt mich nicht los.

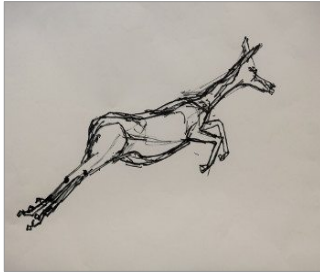
Es gab in seinem Leben zwei für ihn „existenzentscheidende“ Menschen. Einmal seinen Großvater, der ihm den Sinn für die Philosophie, für das „Höchste, Allerhöchste“ mitgegeben und der ihm Montaigne, Schopenhauer oder Pascal nähergebracht hatte. Er willigte in Thomas' vorgezogenen Schuleintritt ein, gab ihm allerdings zuvor den wichtigen Hinweis: „... die Lehrer sind alle Idioten, ich warne dich vor ihnen, ich habe dich über sie aufgeklärt.“ Dann seinen „Lebensmenschen“ Hedwig Stavianicek. Mit ihr verband ihn bis zu ihrem Tod 1984 eine innige Beziehung und Freundschaft. 1951 hatte die um 37 Jahre ältere Frau ihn während seines Aufenthalts in der Lungenheilstätte Grafenhof in der Kirche von St. Veit im Pongau singen gehört, fünf Jahre später auch kennengelernt. Die „Tante“ wurde für ihn zunächst zur Förderin, führte ihn in die Wiener Gesellschaft ein und unternahm mit ihm manche Reise. Ihren Tod verarbeitete er in dem Roman *Alte Meister* als den Tod der Frau des Protago-



*Thomas Bernhard*

*Thomas.Bernhard.jpg*:  
Nachlaßverwaltung derivative work: Hic et nunc,  
[CC BY-SA 3.0 DE](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Thomas_Bernhard.jpg)  
via [Wikimedia Commons](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Thomas_Bernhard.jpg)  
[https://commons.wikimedia.org/wiki/](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Thomas_Bernhard.jpg)  
[File:Thomas\\_Bernhard.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Thomas_Bernhard.jpg)

nisten. Dort bezeichnete er sie auch als seinen „Lebensmenschen“, dem er „alles zu verdanken“ habe.



©Christel Stroh 2020

Die Hirnantilope springt nach Butzbach. Ausgelöst wurde dieser Sprung, der sich schon in einem Traum anbahnte, durch die Lektüre von Margaret Atwoods Roman *Hexensaat*, der 2017 auf Deutsch erschienen ist. Sie erzählt dort die Geschichte des Theatermakers Felix, der von seinem Freund und Assistent Tony von seinem Regiestuhl gestoßen wird. Felix zieht sich in eine Hütte zurück, legt sich einen anderen Namen zu und ist für die Welt so gut wie gestorben. Nach etlichen Jahren bewirbt er sich um einen Job in einem Gefängnis. Er bekommt ihn und studiert mit den Verbrechern Shakespeares Stück *Der Sturm* ein und kann so auf ganz verschlungenen Pfaden Rache an Tony nehmen. Mehr soll hier nicht verraten werden.

Der Schauplatz des Romans setze meine Gehirnantilope in Trab. Wir haben uns in der Kulturgruppe im Gefängnis immer mal wieder mit Thomas Bernhard beschäftigt. Es sind ihm dort einige treue Leser zugewachsen. Ich habe vor ungefähr zehn Jahren mal einen [Bericht über die Kulturgruppe](#) verfasst. Sie ist im Magazin *Auswege* der GEW Ansbach erschienen. Ich habe diesen Text stetig fortgeschrieben und auf den jeweils neuesten Stand zu bringen versucht. Vielleicht sollten wir seine letzte Fassung demnächst noch einmal nachreichen. Srdjan, der im Jahr 2014 nach Serbien abgeschoben wurde, ist Bernhard bis heute treu geblieben. Er lebt in den serbischen Bergen und wir stehen bis heute in E-Mail-Kontakt. Kurz vor Weihnachten erreichte mich eine Mail von ihm, in der er schrieb: „In den letzten zwei Monaten haben mir die Wölfe einen Esel-Hengst gerissen und einen Hund geholt. Der Hund fehlt mir mehr als der Esel, ich suche seit zwei Wochen immer wieder nach seinen Überresten. Ich reite die Täler ab in der Hoffnung wenigstens ein Stück Fell zu finden, denn so würde ich ihn erkennen. Ich hörte ihn diese Nacht bellend in das Tal rennen, das war auch das letzte, was ich von ihm hörte. Am 04.12. hat eine meiner Stuten ein Fohlen bekommen. Es war eine schwierige Geburt und die Stute hatte Mühe aufzustehen.“

Gerade fällt mir eine Episode aus dem Knast ein, in der Srdjan eine gewisse Rolle spielt. Er war so etwas wie Regieassistent in einer *Woyzeck*-Inszenierung, die Christian Lugerth im Herbst 2013 mit Gefangenen durchführte. Zwischen Weihnachten und Neujahr haben wir das Stück dann vor einem internen Publikum zur Aufführung gebracht. Es wurde ein „echter Kracher“, wie die Gefangenen sagten. In der Probenzeit hatte ich mit Srdjan etwas zu besprechen und besuchte ihn gegen Abend auf seiner Zelle. Damals wurden die Häftlinge vor der Abendessen-Ausgabe gezählt und zu diesem Zweck musste sich jeder auf seinem Haftraum aufhalten. Als nun dir fragliche Stunde der Zählung nahte, tauchte ein Beamter in der Tür zu Srdjans Zelle auf. Es war sein erster Arbeitstag in Butzbach und er kannte weder Srdjan noch mich. Er sah nur, dass sich zwei Menschen in einer Einzelzelle aufhielten und sagte: „Einer von Ihnen

muss nun diesen Haftraum verlassen.“ Srdjan ließ sich diese Chance nicht entgehen und schlüpfte hinter den Beamten durch die Tür auf den Gang hinaus. Der Beamte verschloss die Tür, die ich mit meinem Schlüssel natürlich von innen nicht öffnen konnte. Da Srdjan kein Sadist ist, sondern im Knast eine Art Eulenspiegel-Rolle einnahm, sagte er nach ein paar Metern zu dem jungen Beamten: „Jetzt haben Sie den Doktor Eisenberg in meiner Zelle eingeschlossen.“ Der Beamte erschrak und befreite mich. Die Peinlichkeit der Szene löste sich in einem gemeinsamen und für alle befreienden Lachen auf. Dieses kleine und harmlose Geheimnis verband uns drei in den folgenden Monaten. Keiner von uns machte Gebrauch davon, auch Srdjan nicht, der es leicht gehabt hätte, auf unsere Kosten einen Prestigegewinn bei den Mitgefangenen zu erzielen. Wann immer der Beamte und ich uns im Hafthaus über den Weg liefen, zwinkerten wir uns lächelnd zu.

\*

Die Tageszeitung *junge Welt* hat aus Anlass des 90. Geburtstags von Thomas Bernhard einen Artikel von Hans Höller gebracht, der „*Wohin gehört er?*“ *Über die vielfältige Schönheit in den Büchern von Thomas Bernhard* betitelt und sehr lesenswert ist. Eine kleine Anmerkung habe ich dennoch zu diesem Text. Dass die Anhänger Freuds von den Nazis vernichtet oder vertrieben wurden, wie Hans Höller behauptet, stimmt sicher aufs Ganze gesehen. Ein Teil der nicht-jüdischen Analytiker wählte allerdings den Weg in die Anpassung und Unterwerfung und konnte unter dem Etikett *Deutsche Seelenheilkunde* unterm Nationalsozialismus weiter existieren. Ihre Zentrale nannte sich *Göring-Institut* und dieses unterhielt auch eine Zweigstelle in Wien. Leiter des Berliner Göring-Instituts waren Harald Schultz-Hencke und Carl Müller-Braunschweig, bei dessen Sohn ich in den frühen 1970er Jahren psychosomatische Medizin studierte. Dieser Apfel war glücklicherweise weit vom Stamm gefallen, so dass bei Hans Müller-Braunschweig viel zu lernen war. Er ist im Jahr 2014 gestorben.

\*\*\*

Eben hörte ich vom Treppenhaus aus ein Telefon klingeln. Ich dachte, es könnte meines sein und beeilte mich, in die Wohnung zu kommen. Beinahe hätte ich den Schlüssel abgebrochen. Aber es war ein anderes Telefon. Bei der Gelegenheit ist mir ein- und aufgefallen, dass meines schon seit mindestens einer Woche nicht mehr geklingelt hat. Und das war ein Anruf von den Seychellen oder aus Bangalore. Jemand versuchte, mir auf Englisch irgendetwas anzudrehen. Eigentlich könnte ich das Telefon abmelden. Aber man kann ja nie wissen ...

\*

*„Auch unsere kleine künstlerische Wirklichkeit muss anerkannt werden wie alle Wirklichkeit, weil es sonst nichts gibt. Aber das braucht Geduld. Aber wenn ein*

*paar Tage vergangen sind und die Autos verrostet sind und die Wege wieder krumm sind, dann laufen wieder ein paar Menschen rum, die ganz nüchtern sind und nicht diese von Angst besoffenen Allerweltsmenschenungeheuer.“*

*(Herbert Achternbusch)*

**W**ie weit außerhalb oder jenseits der Normalität ich mich bewege, darüber werde ich jeden Abend belehrt, wenn ich in der Glotze eine Talkshow verfolge. Das stereotype und einvernehmliche Jammern darüber, wie schwer es ist, unter den Corona-Maßnahmen zu leben, wie schlimm die Verzichte und wie grauenhaft die Folgen der Einschränkungen sind, die unisono geäußerte Hoffnung darauf, „dass wir bald unser normales Leben zurückbekommen“, befremden mich. Es sind für mich Voodoo-Worte, die mir schlicht nichts sagen. Natürlich nehme ich zur Kenntnis, dass die Lage vieler kleiner Geschäftsleute und Gastronomen prekär ist. Und bin ich mir darüber im Klaren, dass ich mich in der Position des Geisterfahrers aus dem bekannten Witz befinde, der alle anderen zu Geisterfahrern erklärt. Ich vertrete eine absolute Außenseiter-Meinung und stehe damit allein auf weiter Flur. Daran habe ich mich inzwischen gewöhnt. Habe mir zum Trost nochmal in Erinnerung gerufen, was Karen Duve mir Endes letzten Jahres geschrieben hatte: „Mir persönlich fehlt ehrlich gesagt auch gar nicht so viel. Ich lebe ziemlich genau so, wie auch sonst immer schon. Ich bin nur ein wenig bestürzt, dass alle anderen Menschen, diese Art der Zurückgezogenheit als eine große Belastung empfinden. Das heißt wohl, dass die meisten Menschen, meine Art zu leben als unzumutbar empfinden.“

Auf dem Weg zum Einkaufen hörte ich heute mehrfach den Seufzer der Erleichterung: „Endlich dürfen wir wieder zum Friseur gehen!“ Ich war vor über fünfzig Jahren zum letzten Mal beim Friseur und vermisse die Friseure überhaupt nicht. Auch die jeden Abend in der Sendung Kulturzeit beredte vorgetragene Klage, wie sehr „wir alle die kulturellen Angebote vermissen“, halte ich für eine Selbsttäuschung. Den meisten Zeitgenossen und Zeitgenossinnen geht das, was wir unter Kultur verstehen und was diesen Namen verdient, salopp gesagt, am Arsch vorbei. Es wird so getan, als wären wir ein Volk von Geistesmenschen, die Bachkantaten hören, Blaise Pascal lesen und anspruchsvolle Filme schauen. Was die Leute vermissen, sind ihre gewohnten Zerstreuungen, mit denen sie sich und der Einsicht in die Bedingungen des Lebens aus dem Weg gehen. (Siehe [Teil 4 meines Corona-Tagebuchs](#)) Und



*Bild von Josh Rowe auf Pixabay*

dass Kinder die Schule vermissen, wie unisono behauptet wird, liegt weniger an der Schule, sondern daran, dass das Familienleben im Schnitt so trostlos und anregungsarm ist. Was sollen auf dem Handy daddelnde Eltern ihren Kindern beibringen? Kinder könnten wunderbar ohne Schulen – jedenfalls Schulen in ihrer gegenwärtigen Verfassung - leben, wenn es außerhalb der Schulen nicht so öde und ereignisarm wäre. Die Schüler, denen ich bei meinen Streifzügen durch die Stadt begegne, machen, was sie immer machen: Sie hängen am Skatepark ab, trinken Dosenbier, tragen ihre Musik im Rucksack mit sich herum, unterhalten sich über irgendeine Netflix-Serie, sind permanent online und beömmeln sich über irgendwelche Filmchen, die gerade einer ihrer Kumpel gepostet hat. Sie wirken nicht so, als litten sie unter der Schließung der Schulen.

\*

*„Ich habe mich nachts in einem riesigen Wald verirrt und habe nur ein kleines Licht, um mich zurechtzufinden. Da kommt ein Unbekannter hinzu und sagt zu mir: ‚Lieber Freund, blase deine Kerze aus, um deinen Weg besser zu finden‘. Dieser Unbekannte ist ein Theologe.“*

*(Denis Diderot)*

Aber nochmal: Ich bin ein Außenseiter, der Ein-Mann-Indianerstamm, der eine Sprache spricht, die sonst niemand mehr versteht. Kein Smartphone zu besitzen und nicht mit Karte zu zahlen ist ein Stigma. Glücklicherweise weiß und hoffe ich, dass es im Land verstreut noch ein paar andere Indianer und Indianerinnen gibt. Sonst wäre es komplett unerträglich. Vielleicht sollten wir uns zusammenschließen, bevor man uns einzeln in Reservate einweist, die in unserem Fall Psychiatrien oder Altersheime sind. Ein erster Schritt in diese Richtung könnte darin bestehen, dass wir in der Zeit nach Corona einen Club Diderot ins Leben rufen, der zumindest die Isolation der Gießener Indianer aufhebt und einen Raum des intellektuellen Austauschs bietet. Wir alle haben, lange vor Corona, die öffentliche Dimension unserer Existenz eingebüßt. Ein noch so erfülltes Privatleben kann das Scheitern im politischen Leben, das wir alle erlebt haben, nicht vergessen machen. Diese Dimension unserer Existenz liegt brach. Es ist auf Dauer unmöglich, einsam vor sich hinzudenken, sein Selbstbewusstsein nur aus den eigenen Gedanken zu schöpfen, ohne Bestätigung von außen und den Austausch mit anderen. Das war bereits mein Hauptanliegen bei der Gründung des Georg-Büchner-Clubs von sieben Jahren. Der Büchner-Club hat sich mir entfremdet, ist zu einer gut geöhlten Veranstaltungsmaschine geworden. Einmal im Monate bietet er für ein gewisses Milieu in der Stadt eine anspruchsvolle Veranstaltung an. Die Aktivitäten des Büchner-Clubs bestehen nur noch aus diesen Veranstaltungen und deren Vorbereitung. Die Themen ließen wir uns von runden Jahrestagen bedeutender politischer oder philosophischer Ereignisse vorgeben: Marx‘, Hegels oder

Hölderlins Geburtstage, 100 Jahre Russische Revolution, Novemberrevolution, Ermordung Rosa Luxemburgs und so weiter. Der intellektuelle Austausch untereinander kam zu kurz und erstarb schließlich. Organisation trat an die Stelle eigener intellektueller Anstrengung. So hat sich mein Bedürfnis wieder in das verwandelt, was es zuvor gewesen war: Sehnsucht. Ich möchte einen neuen Anlauf nehmen und versuchen, eine Gruppe ins Leben zu rufen, die diese Sehnsucht, von der ich annehme, dass es nicht nur meine ist, zu konkretisieren versucht. In Robert Schindels grandiosem Roman *Der Kalte* stieß ich auf einen *Club Diderot*, den verstreute Linke in Wien gründen: alte Schlachtrösser aus der linken Sozialdemokratie, ernüchterte Maoisten und Trotzlisten, die vom Politisieren nicht lassen können. Der Club gründet sich, als Johann Wais alias Kurt Waldheim sich um das Präsidentenamt bewirbt. Diderot verkörpert wie kaum ein anderer das, was einmal Aufklärung hieß: „Unsere Losung lautet: Kein Pardon für die Abergläubischen, die Fanatiker, die Unwissenden, die Toren, die Bösen und die Tyrannen“, formulierte Diderot in einem am 29. September 1762 datierten Brief an Voltaire. Aufklärung hieß: Befreiung des Denkens von klerikaler Bevormundung und obrigkeitstaatlicher Gängelung, selbsttätige Anstrengung und intellektuelle Durchdringung der erscheinenden Wirklichkeit. Aufklärung tut nach wie vor und vielleicht mehr denn je Not, auch wenn die Stoßrichtung der Kritik eine andere geworden ist als im klassischen Zeitalter der Aufklärung: Nicht mehr Religion und Kirche stehen im Zentrum, sondern die Zivilreligion des Marktes, die sich seit den 1980er Jahren verbreitet hat und der die Mächtigen dieser Welt seither anhängen. Auf ihren Altären werden die Errungenschaften von 200 Jahren Arbeiterkampf und politischer Opposition geopfert. Mit großem medialem und propagandistischen Aufwand soll verhindert werden, dass jene angeblich *ehernen Gesetze*, deren perfekte Grausamkeit man uns gegenüber als ein Naturfaktum darstellt, den Menschen plötzlich gestehen würden, dass sie sich ja selbst gemacht haben und also auch verändern können. Eine Gesellschaft, die sich von den Märkten und den Profitinteressen der Wirtschaft regieren lässt, hat sich vom Anspruch der Aufklärung auf vernunftgeleitete Gestaltung der menschlichen Verhältnisse verabschiedet. Deswegen bedürfen wir dringend einer neuerlichen Aufklärung. Zumal in Zeiten, in denen magisches Denken und

**Es ist auf Dauer unmöglich,  
einsam vor sich hinzudenken,  
sein Selbstbewusstsein  
nur aus den eigenen Gedanken  
zu schöpfen, ohne Bestätigung  
von außen und den  
Austausch mit anderen**

**Eine Gesellschaft, die sich  
von den Märkten und den  
Profitinteressen der Wirtschaft  
regieren lässt, hat sich  
vom Anspruch der Aufklärung  
auf vernunftgeleitete  
Gestaltung der menschlichen  
Verhältnisse verabschiedet**

Verschwörungsideologien grassieren, die den Nebel, der über den Verhältnissen liegt, noch verdichten, statt ihn zu durchdringen und zu vertreiben. Es wäre einen Versuch wert, diesen Tendenzen etwas entgegenzusetzen. Gründen wir einen neuen Club Diderot!

\*\*\*

Gestern Abend (12. Januar) sah ich in der Sendung Kulturzeit einen Beitrag über die eigenartige Freundschaft, die sich zwischen Erich Fried und dem Neonazi Michael Kühnen entsponnen hat. Anlass des Beitrags war das Erscheinen eines Buches von Thomas Wagner, das unter dem Titel *Der Dichter und der Neonazi* im Verlag Klett-Cotta erschienen ist. Nach einer Sendung der Talkshow 3 nach 9 im Jahr 1983, zu der Fried und Kühnen eingeladen worden waren und Kühnen auf vehementen Protest hin wieder ausgeladen worden war, nahm Erich Fried Kontakt zu Kühnen auf. Fried fand die Ausladung eines Gastes auf öffentlichen Druck hin falsch und bedauert eine verpasste Gelegenheit, mit Kühnen ins Gespräch zu kommen. Nach Bildern vom Innenhof des Gefängnisses sprang meine Gehirnantilope nach Butzbach, wie sie ja auch ihren Ursprung genommen hatte. (Siehe [Teil 12 des Corona-Tagebuchs](#)) Mitte der 1980er Jahre wurde Kühnen zum wiederholten Male wegen Verbreitung von NS-Propaganda verurteilt und verbüßte eine mehrjährige Haftstrafe in der JVA Butzbach. Auch ich begann dort zu jener Zeit meine Arbeit beim Psychologischen Dienst. Eines Tages erzählte man mir, Erich Fried sei am Wochenende in Begleitung des Direktors über den Hof gehumpelt. Es hieß, er habe sich mit Erlaubnis der Aufsichtsbehörde und im Beisein eines ministeriellen Aufpassers mit Michael Kühnen getroffen. Ein paar Stunden hätten sie sich an einem Tisch im ersten Stock der JVA gegenüber gesessen und miteinander geredet. Fried hatte in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in Gießen bei den Germanisten einen Lehrauftrag erhalten, und wir haben uns damals ein paar Mal mit ihm getroffen. In der Evangelischen Studentengemeinde fand eine Lesung mit ihm statt. Es war rappellvoll und mein Freund Burkhard und ich fanden nur noch einen Platz vor der Tür auf dem Flur. Wir konnten ihn nicht sehen und nur um die Ecke herum hören. Fried trug auch einige seiner Liebesgedichte vor, die wenig später bei Wagenbach erschienen sind. Als im Anschluss an die Lesung diskutiert werden sollte, meldete sich Burkhard mit seiner sonoren Stimme zu Wort und karikierte die üblichen Germanistenkommentare, indem er fragte: „Sagen Sie mal, Herr Fried, haben Sie das alles selbst erlebt, haben Sie mit all diesen Frauen etwas gehabt?“ Burkhard konnte sich einen derartigen Zwischenruf erlauben, da er Erich lange kannte, ihn mal in London besucht hatte und mit ihm befreundet war. Unter uns nannte er ihn manchmal „unser dichtendes Nilpferd“. Burkhard mochte Nil-



pferde. Fried, der uns von seinem Lesepult aus genauso wenig sehen konnte wie wir ihn, stutzte einen Moment und und rief dann: „Ach, du bist das, Burkhard!“ Wir lachten herzlich über diese Szene. Kurze Zeit nach seinem Butzbach-Besuch begegnete ich Erich bei meinen Frankfurter Freunden Sabine und Frieder. Ich fragte ihn nach seinen Motiven, sich mit einem verstockten Neonazi und Holocaust-Leugner wie Kühnen zu treffen. Er, dessen Großmutter in Auschwitz ermordet worden war, sagte, er habe schon die Hoffnung gehabt, ihn zu beeinflussen. Aber auch wenn das nicht gelinge, sei und bleibe Kühnen doch ein Mensch, mit dem man sprechen könne und solle. Erich war zu dieser Zeit schon schwer krank und schlief mitten in unserem Gespräch in seinem Sessel ein. Ich hätte ihn gern noch gefragt, ob ein Motiv seines Kontaktwunsches zu Kühnen nicht darin liegen könne, dass er auf der Suche nach den Beweggründen jener jungen Nazis war, die seinen Vater 1938 in Wien auf eine Gestapo-Wache schleppten und dort verhörten und misshandelten. Der Vater war kurz darauf an den Folgen dieses Verhörs gestorben. Das schien mir ein starkes Motiv für Erichs Wunsch, mit dem sich in der Tradition der SA verortenden Kühnen ins Gespräch zu kommen. Ich blieb auf meiner Vermutung sitzen, weil Erich einschief, bevor wir darüber reden konnten.

Erich Fried starb 1988 an den Folgen eines langjährigen Krebsleidens, Michael Kühnen 1991 an AIDS. Außer mit Fried sprach Kühnen mit niemandem, jedenfalls mit keinen Mitarbeitern der Justiz. Auch zu dem gleichzeitig mit ihm in Butzbach verwahrten Neonazi Roeder hatte er keinen Kontakt. Das Verhältnis zwischen den beiden war gespannt und voller Rivalität. Ich sehe Kühnen noch heute mit seinem zum sogenannten Kühnen-Gruß ausgestreckten Arm durch die Butzbacher Anstalt gehen und auf diese Weise seine Verachtung für die Anstalt und ihre Mitarbeiter zum Ausdruck bringen. Kühnen hat übrigens von diesem Zusammentreffen mit Fried politisch keinen Gebrauch gemacht und es propagandistisch nicht ausgeschlachtet. In der Personalakte von Michael Kühnen bin ich auf ein Schreiben Roeders gestoßen, in dem dieser der neonazistischen Wiking-Jugend mitteilt, dass Kühnen mit Aids infiziert und homosexuell sei. Anfangs herrschte in den Gefängnissen eine große Unsicherheit, wie man mit aids-infizierten Häftlingen umgehen solle. Man legte sie auf eine bestimmte Station und stattete sie mit gewissen Privilegien aus. Sie durften über einen eigenen Fernseher verfügen (was die anderen Häftlinge erst später durften), erhielten täglich einen Liter Milch und zusätzliches Obst. Daran konnten die anderen Häftlinge erkennen, dass jemand infiziert war. Roeder und Kühnen waren spinnefeind. In Roeders Augen war Kühnen ein verkommener „Lustknabe“ in der Nachfolge gewisser schwuler SA-Führer, mit denen er nichts zu tun haben wollte. Man werde ihm zu gegebener Zeit seine „Nacht der langen Messer“ bereiten müssen. Roeder starb im Jahr 2014 auf seinem „Reichshof“ im Knüll. Die Saat von Kühnen und Roeder ist leider auf nach wie vor fruchtbaren Boden gefallen, und es sind viele andere junge Neonazis nachgewachsen.

\*\*\*



**W**as für eine Wohltat, dass das Faschingsgegröle ausfällt! Keine zerbrochenen Flaschen, kein Erbrochenes auf den Gehwegen, keine Pisse in den Hauseingängen, niemand klingelt nachts im Vorübergehen Sturm.

Man kann ohne Ohrenstöpsel schlafen. Eine echte Errungenschaft des Lockdown.



Bild von *Hatice EROL* auf *Pixabay*



#### Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

---

#### Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

#### Kontakt:

[goetz\\_eisenberg@web.de](mailto:goetz_eisenberg@web.de)

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)